

„Vom feinen Netz des Lebens“

Predigt zur Hubertusmesse 2025 –

Röm 8, 18–23

Katharinenkirche zu Oppenheim am

26. Oktober 2025

Pröpstin Henriette Crüwell



Liebe Gemeinde, liebe Schwestern und Brüder,

zwei Freunde von mir sind alte, sehr alte Jagdkameraden. Sie haben vor vielen Jahrzehnten den Jugendjagdschein zusammen gemacht und jagen seitdem im selben Revier. Und wenn wir zu dritt unterwegs sind, erzählen sie mit leuchtenden Augen von ihren Pirschgängen, übertrumpfen sich mit ihren Jagderfolgen und necken sich mit Erlebnissen, die längst zu Jagdlegenden geworden sind.

Neulich rief mich einer von ihnen an. Er erzählte, wie er früh am Morgen auf dem Ansitz saß. Der Nebel lag noch über der Schneise, als ein junges Böcklein aus dem Dickicht trat. Perfekt stand es breit da – ein sauberer Anblick. Er hatte es schon angesprochen, den Finger am Abzug – und doch, so sagte er, ließ er ihn dann wieder sinken. Der Kleine äste völlig arglos im ersten Sonnenlicht, und er selbst saß da – still, bewegt, dankbar für diesen Anblick.

„Verrat das aber bloß nicht dem Heinz“, sagte er lachend, „der zieht mich sonst noch ewig und drei Tage lang damit auf.“

Ich musste schmunzeln. Denn der Heinz hatte mir schon von genau diesem Jährling erzählt:

„Nicht geschossen, ist auch gejagt“, hatte Heinz gesagt – und dann etwas leiser hinzugefügt: „Ich konnte einfach nicht anders. Es war ein heiliger Moment.“

Liebe Schwestern und Brüder, viele von Ihnen kennen vermutlich auch solche heiligen Momente. Momente, in denen wir eine tiefe Verbundenheit mit allem Lebendigen spüren und merken, dass das Leben uns anschaut – und wir es nicht stören wollen.

Vielleicht berührt deshalb die Legende des Hubertus von Lüttich seit Jahrhunderten die Herzen der Jägerschaft. Hubertus, der mit Pfeil und Bogen einem kapitalen Hirsch nachstellt. Doch als er auf ihn anlegt, dreht der sich zu ihm um, schaut ihn an – und zwischen den Geweihstangen erscheint ein Kreuz. In der Stimme der Kreatur hört der Jäger die Stimme seines Herrn: „Warum verfolgst du mich? Ich erlöse dich – und dennoch verfolgst du mich.“

Diese Begegnung hat Hubertus verwandelt. Denn er hat erfahren, was Gnade heißt – und Liebe, die alles in allem ist.

Die meisten Jägerinnen und Jäger wissen von alters her um diese Verbundenheit. Sie wissen, liebe Schwestern und Brüder, dass es nicht nur Nahrungsketten von Fressen und Gefressenwerden gibt, sondern ein feines Netz des Lebens, in dem alles mit allem verbunden ist – und in dem jedes Lebewesen auf seine Weise von Gott erzählt.

Und vielleicht sehen sie deshalb auch früher als andere, liebe Schwestern und Brüder, wie brüchig dieses Netz in den letzten Jahren geworden ist, wie die Balance, die das Leben trägt, ins Wanken gerät.

Denn wer mit offenen Augen durch sein Revier geht, sieht, wie eng alles miteinander verflochten ist. Zwischen den Reben, an den Feldrändern, im Dickicht, in den Hecken und Remisen lebt eine erstaunliche Vielfalt – und sie ist empfindlich gestört. Wo der Boden zu trocken, die Bewirtschaftung zu intensiv oder der Lebensraum zu schmal wird, zieht sich das Wild zurück, und mit ihm verschwinden still viele Arten. Und mit ihrem Verschwinden gerät auch das Ganze aus dem Gleichgewicht.

Wenn wir heute wie jedes Jahr Hubertus feiern, erinnern wir uns daran, dass wir als Menschen mitten hineingestellt sind in dieses Leben, das leben will – und dass es unsere Verantwortung ist, es zu hüten, zu bewahren und in Balance zu halten.

Denn lange bevor das Wort Biodiversität erfunden wurde, wussten die Jägerinnen und Jäger: Die Fülle des Lebens bleibt nur, wenn man sie achtet. Wenn man nicht nur auf das schaut, was man nutzen kann, sondern auch auf das, was Schonung braucht. Jagd ist immer auch – und zuerst – Hege. Und Weidgerechtigkeit ist nichts anderes als gelebte Ehrfurcht vor dem Leben.

Liebe Schwestern und Brüder,
vorhin haben wir die Worte des Paulus aus dem Römerbrief gehört. Sie gehören zu den schönsten und zugleich geheimnisvollsten Zeilen im Buch der Bücher. „Wir wissen, dass die ganze Schöpfung bis heute mit uns seufzt,“ schreibt der Apostel Paulus – als wäre die Erde selbst lebendig, als hätte sie eine Stimme. Ein gewaltiger Satz, der uns heute angesichts unseres überhitzten Planeten vielleicht nochmal anders und tiefer unter die Haut geht als den Menschen früherer Generationen.

Und wer heute durch Wald und Feld geht, kann doch gar nicht anders, als dieses Seufzen zu hören: in den ausgedörrten Böden, im Schweigen der Vögel, im fehlenden Insektensummen, wo früher Leben wimmelte. Nicht nur der Mensch, auch die Wälder und Meere, die Tiere und Pflanzen, ja, die ganze Erde ringt um Atem und Leben.

Paulus hört hin. . Er hört, wie die Schöpfung leidet – unter Gier, unter Ausbeutung, unter Lieblosigkeit.

Aber Paulus hört auch etwas anderes und macht uns darauf aufmerksam: Dieses Seufzen ist nicht das Stöhnen des Sterbens – es ist das Seufzen der

Geburt.

Die Schöpfung liegt in Wehen, so sieht und glaubt das der Apostel. Sie ringt um die Gestalt einer neuen Welt – einer Welt, in der die Kinder Gottes endlich sichtbar werden. Als Menschenmenschen, die das Leben lieben, hegen und pflegen, verbinden und versöhnen im Wissen, dass unser blauer Planet nicht nur eine austauschbare Kulisse ist. Denn in allem, was lebt, liegt eine Hoffnung, ein Aufbruch.

Denn Gott hat seine Welt nicht aufgegeben. Sie ist nicht verloren, sie ist unterwegs. Im Dazwischen von schon jetzt und noch nicht.

Und mitten in diesem Werden stehen wir – nicht als Zuschauer*innen, sondern als Teil davon. Wir sind, wie Paulus sagt, Mitgeschöpfe. Verbunden mit allem, was lebt. Nicht über der Schöpfung, sondern in ihr. Und Gott hat seine Zukunft in sie hineingelegt, damit wir heute daraus leben können. Warum hätte er uns sonst seinen Sohn gesandt?

Wenn Paulus von der „Freiheit der Kinder Gottes“ spricht, meint er genau das: nämlich dass wir in dieser Verbundenheit leben dürfen – nicht als Herren des Lebens, sondern als Teil eines großen Ganzen, das Gott trägt.

Lange haben wir uns eingeredet, das Leben sei ein Kampf. Jeder gegen jeden, der Stärkere gewinnt. Aber die neuere Forschung zeigt: Das Leben bleibt da, wo Gemeinschaft gelingt.

Nicht *survival of the fittest* – das Überleben des Stärksten – sondern *survival of the nettest*, das Überleben der Verbundenen, wie der Biologe Dirk Brockmann auf humorvolle, aber nichtsdestotrotz ernste und sehr treffende Weise in seinem gleichnamigen Buch evolutionsbiologisch auf den Punkt bringt, wozu der Apostel uns ermutigt.

Bäume „sprechen“ über ihre Wurzeln, warnen sich gegenseitig vor Schädlingen, teilen Nährstoffe mit denen, die im Schatten stehen. Und auch das Wild lebt in fein abgestimmten sozialen Strukturen – Rudel, Rotte, Kette, Geheck – jedes auf seine Weise Teil eines größeren Ganzen.

Das ist Schöpfungslogik. Leben gelingt in Beziehung.

Erlösung – das ist dann kein fernes Jenseits, sondern eine Bewegung mitten in dieser Welt. Erlösung heißt, dass das, was getrennt ist, wieder in Beziehung kommt. Dass das, was verletzt ist, heil werden darf. Dass der Mensch nicht länger glaubt, er müsse über allem stehen, sondern begreift, dass er dazugehört.

Und vielleicht ahnen wir in jenen heiligen Momenten, die uns gelegentlich überkommen und geschenkt werden, was Erlösung bedeutet, wo wir dem Heiligen begegnen – dem Schöpfer im Geschöpf, den dreieinen Gott, den wir als Christenmenschen als einen glauben, der die Liebe ist, eben drei in einem, und in dessen Liebe wir alle leben, uns bewegen und sind.

Die „herrliche Freiheit der Kinder Gottes“, von der Paulus spricht, ist die Freiheit, das Leben nicht festzuhalten, sondern es zu teilen. Nicht zu herrschen, sondern zu hüten.

Nicht zu zerstören, sondern in Resonanz zu leben – mit allem, was da kreucht und fleucht, wächst und atmet.

Und vielleicht beginnt genau da Erlösung: wo wir das Staunen wieder lernen – über die Fährte im Tau, den Flug des Rotmilans, den Ruf des Waldkauzes, oder das leise Rascheln im Laub, wenn das Reh zieht, und dann nicht anders können, als dankbar zu schweigen.

Am Ende steht die Hoffnung, die Paulus sieht:

„Ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Mächte noch Gewalten uns scheiden können von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn.“

Das ist die große Zusage, liebe Schwestern und Brüder. Gott selbst webt und hält das Netz des Lebens in seinen Händen – auch da, wo wir Menschen es immer wieder zerreißen. Seine Liebe zu seinen Geschöpfen bleibt. In dieser Liebe sind wir miteinander verbunden. Gott, Mensch und Tier.

Liebe Schwestern und Brüder,
meine beiden alten Freunde haben sich bis heute nicht geeinigt,
wer von ihnen nun wirklich den Jährling zuerst gesehen hat. Aber beide
erzählen dieselbe Geschichte – eine Geschichte von Leben, das verschont
wurde. Einig sind sie sich nur, dass dieses Böcklein ein rechter
Zukunftsbock ist.

Und jedes Mal, wenn ich sie höre, denke ich: Da ist mehr Theologie drin,
als man auf den ersten Blick ahnt. Denn „nicht geschossen ist auch gejagt“
– das ist ein Bekenntnis.

Ein Bekenntnis zu einer anderen Art, in der Welt zu sein:
nicht als Herrin, nicht als Besitzer, sondern als Mitgeschöpf unter
Mitgeschöpfen. Ein Bekenntnis zu jener Hoffnung, dass alles Leben einmal
heil wird – und dass wir schon jetzt Teil dieses Werdens sind.

Und vielleicht ist das manchmal das rechte Halali, das man am Ende eines
langen Jagdtages anstimmen kann: „Nicht geschossen ist auch gejagt“ –

Wer das Leben achtet, der spürt schon jetzt etwas von der Herrlichkeit der
Kinder Gottes. Denn auf sie wartet die ganze Schöpfung mit Sehnsucht.
Oder um zum Schluss Dietrich Bonhoeffer mit seinem so bekannten und
von vielen gern gesungenem Lied zu Wort kommen zu lassen: Wenn sich
die Stille tief um uns breitet,
so lass uns hören jenen vollen Klang
der Welt, die unsichtbar sich um uns weitet,
all deiner Kinder hohen Lobgesang.

Bleiben auch Sie, liebe Schwestern und Brüder, alle in dieser Sehnsucht
behütet und bewahrt. Weidmannsheil und Weidmannsdank! Amen.